

(Nachdruck verboten.)

81

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Dreißigstes Kapitel.

Aus der Hinterthür trat mit unruhigen Schritten die kleine, kurz geschorene, magere, gelbe Wjera Jefremowna Bogoduchowskaja mit ihren übergroßen guten Augen.

„Nun, vielen Dank, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie und drückte Nechljudow die Hand. „Kennen Sie mich wieder? Sehen wir uns.“

„Ich habe nicht geglaubt, Sie so zu finden.“

„O, mir geht es gut; so gut, ja, so gut, daß ich es mir gar nicht besser wünsche,“ sagte Wjera Jefremowna und schaute wie immer erschreckt mit ihren übergroßen, runden, guten Augen Nechljudow an, wobei sie ihren gelben, fein geäderten Hals verdrehte, der aus einer jämmerlichen, zerknüllten, schmutzigen Halskrause an der Taille hervortrat.

Nechljudow begann sie zu fragen, wie sie hierher geraten wäre. Zur Antwort fing sie mit großer Lebendigkeit an, von ihrer Angelegenheit zu erzählen. Ihre Erzählung war förmlich gespickt mit gelehrten Fremdwörtern, wie Propagandamachen, Desorganisation, Formationen, Sektionen, Untersektionen, die, wie sie fest überzeugt war, alle Welt kannte, von denen Nechljudow aber niemals etwas gehört hatte.

Sie erzählte und war offenbar vollkommen davon überzeugt, daß es für ihn interessant und angenehm sei, alles das zu erfahren. Nechljudow aber schaute auf ihren kümmerlichen Hals, auf ihr spärliches wirres Haar und wunderte sich, warum sie alles das that und erzählte. Sie that ihm leid, aber durchans nicht so, wie der Bauer Menschow mit seinen wie Kartoffelkeime weiß gewordenen Händen und ebenfolchem Gesicht, der ohne jede eigne Schuld im stinkigen Gefängnis saß. Sie that ihm leid wegen der offensbaren Verwirrung, die in ihrem Kopf herrschte. Sie hielt sich angestrichelt für eine Heldin und posierte damit vor ihm, und that ihm deswegen besonders leid. Diesen Zug von Pose sah Nechljudow außer an ihr noch an einigen Personen, die in dem Zimmer waren. Sein Kommen hatte Aufmerksamkeit erregt, und er fühlte, daß man das, was man that, etwas anders that, weil er hier war. Dieser Zug haftete auch dem jungen Mann in der Guttaperchajade und dem dem Weibe im Gefängnisrock und sogar dem Liebespaar an. Er war nicht vorhanden nur bei dem schwindelichten jungen Mann, dem hübschen Mädchen mit runden braunen Augen und dem zerknöpften, dunkeln Mann mit tiefliegenden Augen, der mit dem mageren, bartlosen, einem Stopfen ähnlichen Menschen sprach.

Die Geschichte, von der Wjera Jefremowna mit Nechljudow sprechen wollte, bestand darin, daß ihre Freundin Schustowa, die nicht einmal zu ihrer Untersektion gehörte, deshalb verhaftet und in die Peter-Paulsfestung gebracht war, weil man Bücher und Papiere, die ihr zum Aufbewahren gegeben waren, bei ihr gefunden hatte. Wjera Jefremowna maß sich zum Teil die Schuld an der Einsperrung der Schustowa bei und flehte Nechljudow, der Komnexion hätte, an, alles mögliche zu thun, um jene zu befreien. Außerdem bat ihn die Bogoduchowskaja, sich darum zu bemühen, daß er einem andern Freunde, Gurkewitsch (der ebenfalls in der Peter-Paulsfestung untergebracht war), die Erlaubnis verschaffe, seine Eltern zu sehen und sich einige wissenschaftliche Bücher zu besorgen, die er für seine Studien gebrauche. Nechljudow versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stände, wenn er in Petersburg wäre.

Ihre eigne Geschichte erzählte Wjera Jefremowna so, daß sie nach Beendigung eines Hebammenkursus sich einer politischen Partei, den Narodowolzen, angeschlossen hätte. Anfangs ging alles gut; sie verfaßte Proklamationen und machte selbst Propaganda in den Fabriken; aber dann wurde eine Person ergriffen, ihre Papiere beschlagnahmt, und darauf begann man alle zu verhaften. „So wurde auch ich verhaftet, und jetzt werde ich deportiert,“ schloß sie ihre Erzählung. „Aber das thut nichts. Ich fühle mich ausgezeichnet.“ Dabei lächelte sie traurig.

Nechljudow erkundigte sich nach dem Mädchen mit den braunen Augen; Wjera Jefremowna erzählte, es sei die Tochter eines Generals, die lange einer revolutionären Partei angehört hätte und deswegen festgenommen worden sei, weil sie die Schuld, auf einen Gendarmen geschossen zu haben, auf sich genommen. Sie wohnte mit mehreren Verschwörern in einem Hause, wo eine Geheimpresse stand. Als die Polizei eines nachts zur Haussuchung kam, beschloßen die Bewohner, sich zu verteidigen, löschten das Licht aus und begannen die Gegenstände, die sie überführen konnten, zu zerstören. Die Polizei drang mit Gewalt ein und einer der Verschwörer feuerte und verwundete einen der Polizisten zu Tode. Als das Verhör angestellt wurde, sagte das Mädchen, sie sei diejenige gewesen, die geschossen hätte — obgleich sie nie einen Revolver in der Hand gehabt und keine Spinne getödtet haben würde. Sie blieb dabei und wurde dann zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. „Eine Altruistin, eine gute Individualität,“ sagte Wjera Jefremowna.

Die andre Geschichte, von der Wjera Jefremowna sprechen wollte, betraf die Maslowa. Sie kannte, wie ihr im Gefängnis alles bekannt war, die Geschichte der Maslowa und riet, für ihre Ueberführung zu den politischen Gefangenen zu sorgen oder ihr mindestens eine Stelle als Wärterin im Krankenhaus zu verschaffen, wo jetzt besonders viel Kranke lagen und Arbeitskräfte nötig wären.

Nechljudow sagte, er könne hier kaum etwas ausrichten, aber er versprach, alles mögliche zu versuchen, wenn er in Petersburg sein würde.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Ihre Unterhaltung wurde durch den Inspektor unterbrochen, der sich erhob und erklärte, die Sprechzeit sei zu Ende, man müsse auseinandergehen. Nechljudow stand auf, verabschiedete sich von Wjera Jefremowna und trat zur Thür, an der er stehen blieb und auf das acht gab, was vor ihm vorging.

„Meine Herren, es ist Zeit, Zeit,“ sagte der Inspektor herausgehend, aber die Besucher und die Gefangenen gingen immer noch nicht fort.

Das Verlangen des Inspektors rief bei den im Zimmer befindlichen Gefangenen und Besuchern nur besondere Lebhaftigkeit hervor, aber niemand dachte daran, fortzugehen. Einige standen auf und sprachen stehend. Andre blieben sitzen und unterhielten sich weiter. Noch andre begannen sich zu verabschieden und zu weinen. Besonders rührend war die Mutter mit dem schwindelichten Sohn. Der junge Mensch drehte fortwährend das Papier hin und her, und sein Gesicht erschien böse, so groß waren die Anstrengungen, die er machte, um nicht von dem Gefühl der Mutter angesteckt zu werden. Als die Mutter aber hörte, daß sie Abschied nehmen müsse, lehnte sie sich an seine Schulter und schluchzte laut, durch die Nase atmend.

Das Mädchen mit den runden braunen Augen, dem Nechljudow unwillkürlich folgte, stand vor der schluchzenden Mutter und sagte ihr etwas Beruhigendes. Der Alte mit der blauen Brille stand da, hielt seine Tochter an der Hand und nickte mit dem Kopf zu dem, was sie sagte. Die jungen Verliebten hielten sich bei den Händen und schauten sich gegenseitig schweigend in die Augen.

„Die allein sind vergnügt,“ sagte mit einem Fingerzeig auf das Liebespaar der junge Mann im kurzen Jackett, der neben Nechljudow stand und ebenso wie dieser auf die Abschiednehmenden schaute.

Als die Verliebten, der Arrestant im Sträflingsrock und das blonde, niedliche Mädchen, die Blicke Nechljudows und des jungen Manns auf sich gerichtet fühlten, zogen sie die ineinander gefaßten Hände auseinander, umschlangen sie rückwärts und begannen sich im Kreise zu drehen.

„Heute abend heiraten sie hier im Gefängnis, und sie geht mit ihm nach Sibirien,“ sagte der junge Mann.

„Wer ist er?“

„Ein Zwangsarbeiter. Mögen sie nur lustig sein, es ist sonst gar zu traurig anzuhören,“ fügte der junge Mann im Jackett hinzu und horchte auf das Schluchzen des Alten mit der blauen Brille.

„Meine Herren! Bitte, bitte. Nötigen Sie mich nicht, strenge Maßregeln zu ergreifen,“ sagte der Inspektor und wiederholte mehrmals ein und dasselbe. „Bitte, bitte,“ sagte er schwach und unentschlossen. „Was soll das nur! Die Zeit ist schon längst vorbei. Was soll das? Das geht doch nicht so. Ich sage es jetzt zum letztenmal,“ wiederholte er verzagt, setzte sich bald hin und stand bald auf, fing bald an zu rauchen und löschte bald seine Maryland-Cigarette aus.

Es war klar, daß, wie künstlich erfunden, alt und gewohnt die Gründe auch immer sein mochten, die einem Menschen erlauben, einem andern Böses zu thun, ohne sich dafür verantwortlich zu fühlen, der Inspektor dennoch das Bewußtsein haben mußte, einer von denen zu sein, die den Kummer hier in diesem Raum veranlaßten. Augenscheinlich machte ihm das schwere Sorgen.

Endlich begannen die Gefangenen und die Besucher fort zu gehen: die einen durch die Innen-, die andern durch die Außentür. Die Männer in der Guttaperchajade gingen fort, und der Schwindsüchtige, der schwarze rauhhaarige Sträfling; auch Wjera Jefremowna ging hinaus und Maria Pawlowna mit dem Knaben, der im Gefängnis geboren war.

Auch die Besucher begannen sich zu entfernen. Der Alte mit der blauen Brille ging schweren Ganges fort, und hinter ihm ging auch Rechljudow.

„Ja, wunderbare Einrichtungen,“ meinte der redselige junge Mann, gleichsam als Fortsetzung der unterbrochenen Unterhaltung, als er mit Rechljudow die Treppe hinunterstieg. „Gott sei Dank ist wenigstens der Hauptmann ein guter Mensch, der die Vorschriften nicht inne hält. Sonst ist es die reine Qual. So sprechen sie doch miteinander und erleichtern sich das Herz.“

Als Rechljudow im Gespräch mit Meduzew — so hatte sich der redselige junge Mann vorgestellt — in den Flur trat, kam der Inspektor mit müdem Aussehen zu ihm.

„Also wenn Sie die Maslowa sehen wollen, bitte morgen,“ sagte er anscheinend mit dem Wunsche liebenswürdig gegen Rechljudow zu sein.

„Sehr angenehm,“ sagte Rechljudow und beeilte sich hinauszukommen. Er empfand jetzt, wie auch damals beim Eintritt in das Gefängnis und Besuchszimmer, außer dem Mitleid noch ein Gefühl der Unentschlossenheit und eine Art feelfischer Uebelkeit.

Schrecklich erschienen ihm die Leiden des offenbar unschuldigen Menschen, nicht so sehr sein physisches Leiden, als die Verstärkung, das Mißtrauen gegen das Gute und gegen Gott, das er angesichts der Grausamkeit jener Menschen empfinden mußte, die ihn ohne jeden Grund quälten.

Schrecklich waren die Schande und die Leiden, die über diese Hunderte von unschuldigen Leuten nur deshalb verhängt waren, weil ein Papier nicht so ausgestellt war, wie es sein mußte. Schrecklich waren diese verrohten Aufseher, deren Beschäftigung im Quälen ihrer Mitmenschen bestand und die dabei überzeugt waren, ein wichtiges und nützlich Werk zu verrichten; am allerschrecklichsten erschien ihm aber dieser kränkliche, alternde, gutherzige Inspektor, der verpflichtet war, die Mutter vom Sohn, den Vater von der Tochter — ebensolche Menschen wie er selbst und seine Kinder — loszureißen.

„Warum ist das alles?“ fragte sich Rechljudow, und fand keine Antwort.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Am nächsten Tage fuhr Rechljudow zum Advokaten und teilte ihm die Geschichte der Menschows mit, mit der Bitte, die Verteidigung zu übernehmen. Der Advokat hörte aufmerksam zu und sagte, wenn die Sache so läge, wie Rechljudow sie ihm überlieferte, so würde er sehr wahrscheinlich die Verteidigung ohne jede Entschädigung übernehmen. Rechljudow erzählte dem Advokaten unter anderm auch von den einhundertdreißig Menschen, die in Folge eines Mißverständnisses gefangen gehalten würden und fragte, von wem das abhinge, wer hieran schuld wäre. Der Advokat schwieg einen Augenblick; er wünschte offenbar genau zu antworten.

„Wer schuld ist? Niemand,“ sagte er bestimmt. Erzählen Sie die Sache dem Staatsanwalt, so wird er sagen, daß Maslennikow die Schuld trägt; und erzählen Sie sie Maslennikow, so sagt der, der Staatsanwalt sei schuld daran. Niemand hat es gethan.“

„Ich fahre sofort zu Maslennikow und sage es ihm.“

„Nun, das ist unnütze Mühe,“ erwiderte der Advokat lächelnd. „Der gilt — er ist doch nicht verwandt oder be-

freundet mit Ihnen? — mit Verlaub, als großer Dummkopf und ist dabei ein schlaues Tier.“

Rechljudow erinnerte sich an das, was Maslennikow in Bezug auf den Advokaten gesagt hatte, und gab keine Antwort, sondern verabschiedete sich und fuhr zu Maslennikow. Er mußte Maslennikow um zwei Dinge bitten: um die Ueberführung der Maslowa ins Krankenhaus, und dann womöglich um Hilfe für die einhundertdreißig Unglücklichen ohne Paß. Wie schwer es ihm auch wurde, sich mit dieser Sache zu befassen und einen solchen Menschen, auf dessen Geheiß Leute ausgepeitscht wurden, um etwas zu bitten — es war das einzige Mittel, sein Ziel zu erreichen —, und er mußte es durchmachen.

Als Rechljudow an Maslennikows Haus herankam, erblickte er an der Treppe einige Fuhrwerke: Knechtroschen, Kaleschen und Equipagen, und ihm fiel ein, daß gerade heute der Empfangstag von Maslennikows Frau war, zu dem dieser ihn zu kommen gebeten hatte. In dem Augenblick, als Rechljudow an das Haus herankam, hielt eine Equipage an der Auffahrt und ein Lakai mit einer Kolarde am Hut und einer Pelerine half einer Dame, die ihre Schleppe aufnahm und ihre schwarzen Strümpfe in Schuhen sehen ließ, auf die Treppenschwelle. Zwischen den haltenden Wagen erkannte er den verdeckten Landauer Kartschagin. Der graue Kutscher mit rotem Gesicht zog ehrerbietig und höflich den Hut, wie vor einem besonders gut bekannten Herrn. Rechljudow hatte den Portier noch nicht fragen können, wo Michail Iwanowitsch (Maslennikow) wäre, als dieser selbst auf dem Treppenläufer erschien und einen sehr wichtigen Gast geleitete, einen, den er nicht bis zum Treppenabfah, sondern bis ganz unten hin brachte. Dieser sehr wichtige Gast, eine Militärperson, sprach beim Fortgehen auf französisch von einer Verlosung nebst Ball, zum Besten von Verpflegungshäusern, die in der Stadt gebaut würden, und that die Ansicht kund, daß das eine gute Beschäftigung für Damen sei: „sie sind vergnügt dabei und bringen Geld zusammen!“

„Mögen sie sich amüßieren und mag der Herr sie segnen.“ „Ah, Rechljudow, guten Tag. Haben sich lange nicht sehen lassen,“ begrüßte er Rechljudow. „Machen Sie der gnädigen Frau Ihre Aufwartung. Kartschagin sind auch da. Und Nadina Bukscheiden. Alle hübschen Frauen der Stadt,“ sagte er und schob und hob seine militärischen Schultern unter den Pelz, den ihm sein prächtiger Lakai mit goldenen Tressen reichte. „Auf Wiedersehen, mein Lieber.“ Er drückte Maslennikow noch einmal die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der neueste Vesuviusbruch.

Seit dem Sommer 1895 hat der alte Feuerberg, der isoliert am herrlichen Golf von Neapel aus der Ebene Campaniens emporragt, wieder eine regere Thätigkeit entwickelt, und im Frühjahr 1896 erfolgten auch schon ziemlich bedeutende Lava-Ausflüsse. Soeben wird ein neuer, erheblicher Vesuviusbruch gemeldet, der die Bewohner der umliegenden Ortschaften mit ernstlichen Besorgnissen erfüllt und bereits den oberen Bahnhof und die Schienen der Vesuvbahn beschädigt hat.

Nach C. Zuk's sind gegenwärtig noch 328 thätige Vulkane vorhanden; außerdem kennt man noch 400 bis 500, von denen sich Ausbrüche in geschichtlicher Zeit nachweisen lassen, oder in denen die Krater, Lavaströme und losen Auswurfserzeugnisse noch so frisch sind, daß mit Sicherheit auf eine neuere Thätigkeit geschlossen werden kann. Unter den thätigen Vulkanen ist der Vesuv der einzige auf dem europäischen Festlande. Dieser berühmte Berg, dessen unheimliche Thätigkeit schon Martialbeleg, hat eine beinahe kreisrunde Basis von 16 Kilometer Durchmesser, und sein gegenwärtig 1301 Meter hoher Eruptionskegel raucht zu jeder Zeit. Bei gutem Wetter steigt die Dampfsäule gerade empor und bildet dann, wie schon der jüngere Plinius angiebt, die Form einer Pinie; meist dagegen hat der Vesuv nur einen Fieberbüsch (pennacchio), der sich seitwärts an eine Seite des Abhangs legt.

Der Eruptionskegel ist bei der berühmten Katastrophe des Jahres 79 n. Chr. entstanden und bis jetzt der Sitz aller Ausbrüche geblieben, die entweder durch Seitenspalten sich Bahn brechen oder aus den Gipfelskatern hervorkommen. Von ihm trennt die Schlucht des Arrio del Cavallo den Monte-Somma auf der Nordseite, einen schroffen, halbkreisförmigen Ringwall; er ist der Rest eines großen historischen Kraters und erhebt sich in der nördlichen Punta Rasone bis zu 1137 Meter. In der wilden Schlucht des Arrio del Cavallo lagerten im Jahre 552 die Ostgoten unter Tejas und rüsteten sich zu dem letzten Verzweiflungskampf gegen die von zahlreichen germanischen Hilfstruppen unterstützten Byzantiner unter Narjes, in dem ein großer Teil des

Volls seinen Untergang fand. Der Gipfel des Somma, des Kraters, ragt noch 300 Meter über das Urio empor, der Centralgipfel 462 Meter. Der kegelförmige Berg mit diesen beiden Gipfeln beherrscht Neapel mit seiner Umgebung; es giebt am ganzen Golf keine Stelle, von der aus man ihn nicht vor Augen hat, ihn suchen die Blide aller Reisenden zuerst. Auf den fruchtbaren, sanften Gehängen seines unteren Theils haben gegen 80 000 Menschen ihre Wohnstätten; dort liegen die vielfach zusammenhängenden Städte und Ortschaften: Portici, Resina, Torre del Greco, Torre Annunziata und Boscoreale; etwas höher hinauf San Giorgio, Masio, San Sebastiano, Boscorease, dann nördlich Santa Anastasia und Somma, nordöstlich Ottajano. Eine reiche Vegetation bedeckt den Abhang des Vesubs, in der gerade jetzt, um die Maienzeit, das leuchtende Goldgelb des Ginsters die vorherrschende Farbe bildet. Die Weinrebe steigt bis zu zwei Dritteln der Höhe des Feuerbergs empor. An den Ost- und Westhängen des Somma und des Hauptbergs gedeiht der rote Lacrima di Somma, während auf der Mittagsseite gegen Resina und Torre del Greco der berühmte weiße Lacrima Christi wächst. Die echten „Thränen“ sind in der That löslich und haben ein feines Aroma, aber in den Vesubchen wie in den meisten Gosthäusern von Neapel bekommt der Fremde troy der feinen Cigaretten nur geschmiertes Zeug vorgelegt. Der obere Teil des Berges ist wüst und kahl, hier haben die Glühströme der Lava alles Leben getödet; bloß das am Fuße des eigentlichen Vesubkegels angelegte, 1847 vollendete Osservatorio Vesuviano mit seinem Garten bildet eine fremdliche Oase.

Eine Erfindung des Vesubs war früher ein mühsames Stüd Arbeit, bis dann im Jahre 1880 die Drahtseilbahn, Ferrovia funicolare del Vesuvio, röstnet wurde, die das belannte neapolitanische Volkslied „funiculi, funicular“ besingt. Am Fuße des eigentlichen Kegels, etwa 100 Meter über dem Osservatorium, befindet sich die untere Station der 820 Meter langen Bahn mit einer Restauration und Telegraphenstation. Sie brachte bisher ihre Passagiere mit einer Steigung von 30 bis 63 Prozent in 12 Minuten bis zu der oberen, noch ein paar hundert Meter unterhalb des in Gestalt eines Aschenkegels aufragenden obersten Gipfels gelegenen Station. Der Oberbau ruht auf der Lava; während ein Wagen die Bahn hinaufgeht, bewegt sich der andre abwärts. Jeder Wagen bewegt sich mittels eines Rades auf einer einzigen Eisenchiene; er wird im Gleichgewicht gehalten durch zwei kleine Leitäder, die ans seitwärts angebrachten Holzschienen laufen. Der Zugführer handhabt nötigenfalls die Bremsvorrichtung, die mit Zaden in den Unterlagsballen eingreift. Die Wagen hängen an zwei sich über Rollen fortbewegenden Drahtseilen; oben und unten befindet sich eine Drahtseilseibe. Die erforderliche bewegende Kraft liefert eine Dampfmaschine.

Den Alten galt der Vesub bis zum Februar des Jahres 63 nach Christi für erloschen. Bis dahin stellte der Berg einen einfachen, abgestumpften Kege! dar, der oben statt der Spitze eine flache Ebene hatte. Es war das ein weiter, ehemaliger Kratergrund, in dem Spartacus während des Sclavenkriegs sich mit 10 000 Mann verschanzt hatte. Erst später entstand der heutige Doppelgipfel, als der Vesubkegel aus dem Grund des alten Sommatraters allmählich durch den wiederholten Ausstus von Lavamassen emporstieg. An dem oben angegebenen Zeitpunkt gab nun der Monte Vesuvio nach langem Schlummer plötzlich wieder ein Lebenszeichen von sich, das erste, von dem wir genaue geschichtliche Kunde haben. Pompeji und Herculaneum wurden damals schon zum Teil zerstört und im folgenden Jahre von einem neuen Ausbruch auch Neapel betroffen. Man war noch nicht damit fertig, die Schäden auszubessern, als im August 79 der berühmteste aller Ausbrüche erfolgte, der Pompeji, Herculaneum und Stabia verschüttete und Plinius dem Älteren das Leben kostete.

Nach jenem furchtbaren Ereignis gewahrte man, daß jene Hälfte des Somma über der heutigen stolzen Terrasse, die Le Piane genannt wird, eingestürzt war. Von dem ursprünglichen Ringgebirge stand nur noch ein Halbkreis da, und zu gleicher Zeit hatte sich nun die Auswurfsöffnung, der jetzige centrale Kege!, zu bilden begonnen. Die Somma hat seit jener Eruption keine spätere mehr gehabt; die Eruptionen kommen, wie schon erwähnt, entweder aus dem Krater (so auch diesmal wieder) oder aus den Hängen des Centralgipfels. Spätere heftige Ausbrüche fanden statt in den Jahren 203, 472, 512, 685, 982, 1036, 1138 und 1139, dann gab es eine lange Pause, nämlich fast fünfhundert Jahre lang; inzwischen hatte sich der damalige tiefe Krater ganz mit Gebüsch bedeckt, worin es viele Eber gab. Im Jahre 1631, als man wiederum die vulkanische Eigenschaft des Bergs längst erloschen wähnte, gab es eine neue Eruption, die gewaltigste seit dem Untergange von Pompeji. In Neapel und in der ganzen Umgegend glaubte man an das Hereinbrechen des Weltuntergangs, so furchtbar waren die Schrecknisse jenes Ausbruchs, bei dem gewaltige Schlammströme fast ebenso verherend wie die Lava wirkten. Anhaltende Erdbeben von großer Heftigkeit verbreiteten Entsetzen, und die Küste soll damals 900 Meter weit ins Meer vorgeschoben worden sein. Gegen 3000 Menschen kamen ums Leben und fortan war ungefähr alle zehn Jahre ein Ausbruch zu verzeichnen.

Am 1. Januar 1701 leitete ein gewaltiger Ausbruch das neue Jahrhundert ein, der nun bis 1737 sich fast alljährlich wiederholte. Besonders heftig waren die Eruptionen von 1766, bei der die vernichtende Lava bis nach Neapel vorgudringen drohte, von 1779, 1790 und 1794, bei dem Torre del Greco beinahe vollständig zerstört wurde. Dem Ausbruche von 1787 wohnte Goethe bei.

Vom Abend des 2. Juni berichtet er: „Die herabstiegehende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfang; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfvolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperfest erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Circul von Gluten und glühenden Dünsten, übrigen Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe... Wir hatten einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu kommen tieren nicht hinreichen.“

Im 19. Jahrhundert war am verheerendsten die Eruption von 1822, die Alexander von Humbold in seinen „Ansichten der Natur“ beschrieb. Der letzte große Ausbruch erfolgte im April 1872 und ging erst am 1. Mai zu Ende; die aus dem Bergesinnern hervorgeströmte Lavamasse betrug 20 Mill. Kubikmeter. Damals öffnete sich eine nordöstliche Spalte am Nidengege!, über der sich eine Lavamasse aufstürzte, aus deren Mitte ein Strom hervorquoll, der in 13 Stunden 5 Kilometer zurücklegte. Tage lang war in Neapel Aschenregen, der Himmel bleigrau, und der Sonnenschein gleich der Abenddämmerung. 1875 erfolgte dann eine Depression, die auf den Beginn einer neuen Eruptionsphase deutete, zu der auch der jetzige Ausbruch gehört. Ein solcher richtet stets mehr oder minder große Verheerungen an, allein das Schauspiel einer Eruption ist zugleich eines der wunderbarsten und großartigsten Naturphänomene, die es giebt. —

Albert Gemper.

Kleines Heuiletou.

— Die Schätze des Krösus. Wie die Reichthümer des Krösus in den Tempel von Delpbi kamen, hat Karl Niebuhr im 3. Heft der Mittheilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft untersucht. Die Resultate sind ziemlich überraschend. Krösus, der um 550 v. Chr. über das mächtige Reich der Lyder gebot, war schon aus religiösen aber auch politischen Gründen gar nicht in der Lage, den Tempeln der europäischen Griechen besondere Zuwendungen zu machen. Den kleinasiatischen Heiligthümern der Jonier erwies sich der König aber in der That freigebig, denn hier ist er der Landesherr gewesen. Der berühmte Tempel des bidnmäßigen Apollo südlich von Milet, von der priesterlichen Familie der Branchiden verwaltet, empfing damals viele kostbare Weihgaben aus dem Königshause. Auch nach dem Fall des Lyderreichs achteten die Perfertönige den Tempel, so daß er noch im Besitz aller seiner Schätze war, als im 500 v. Chr. die Jonier unter dem Tyrannen Aristagoras von Milet sich empörten. Athen, wo eben das Geschlecht der Alkmaoniden am Ruder saß, sandte den Insurgenten eine Flotte unter Melanbios, vermutlich einem Mann aus der alkmäonidischen Familie, zu Hilfe. Aber schon nach dem ersten Anfall der Jonier, einer verlorenen Landeschlacht, setzten die athenischen Schiffe wieder nach Hause, und gleichzeitig gab Aristagoras seine Sache verloren; er entfloß zur See mit seinen persönlichen Anhängern aus dem noch gar nicht bedrohten Milet nach Thracien, wo er mit den Eingeborenen in Kampf geriet und seinen Tod fand. Durch Ueineranderreichen aller Indicien ermittelt nun Niebuhr, daß diese doppelte Flucht auf Grund eines unsauberen Einverständnisses zwischen Aristagoras und seinen athenischen Bundesgenossen erfolgt ist. Sie hatten die Schätze des Branchiden-Tempels an sich gebracht, geteilt, und dann war jede Flotte ihres Beuges gefahren. Als die ihrem Schicksal überlassenen Jonier bald darauf den Perfern erlagen, hat König Darius auch an den Branchiden Rache gelübt, indem er sie als Verräter behandelt und deportieren ließ, so daß ihr Tempel an 170 Jahre öde liegen blieb. Die Alkmaoniden hingegen übergaben ihre neuen Reichthümer dem Schug des Apollo-Heiligthums zu Delpbi, das ja wie viele Tempel auch gewissermaßen als Bankhaus diente, in Depot. So erklärte sich der eigentümliche Umstand, daß die zum Teil sehr wertvollen Weihgaben des Krösus daselbst ohne irgend eine Inschrift gewesen sind und in alle möglichen Schatzhäuser des Tempels verstreut wurden. Ebenso Hessen sich hiernach die Widersprüche in der Erzählung Herodots auf, die geradezu den Zweck verfolgt hat, von der delpbischen Priesterchaft und den Alkmaoniden die Schmach zu nehmen, sie hätten sich an unrechtem Gut bereichert. Am persischen Hof und in Kleinasien wußte man hingegen den Hergang ganz genau, und als Xerxes in Griechenland erschien, wunderten sich die Hellenen gewaltig, daß er schon alles kannte, was im Tempel von Delpbi Merkwürdiges war. Es gelang ihm freilich nicht, die Schätze wiederzugewinnen. —

Geographisches.

— Eine der Meeresbrandung langsam erliegende Insel ist die bretonische Insel Sein, die nördlich der Bai von Audierne an der Westküste des französischen Departements Finistère liegt. Die Insel Sein war einst, wenn sie nicht gänzlich mit dem Festland zusammenhing, nur durch einen schmalen Kanal davon getrennt. Im Laufe der Jahrtausende hat die starke Brandung des Atlantischen Oceans zwischen Festland und Insel einen bereits 4 Kilometer breiten Meeresarm gegraben und die Insel selbst bis auf einen schmalen, nur wenige Kilometer langen, felsigen und klippenreichen Streifen zerstört, an dem sie fortgesetzt ihre zernagende und unterspülende Thätigkeit ausübt. Die Reste von Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit, Gräberfunde und Menschere beweisen, daß die

Insel in prähistorischen Zeiten von Menschen bewohnt war, die gruppen- und familienweise in Höhlen lebten. Zur Zeit der Römer, die den keltischen Namen der Insel Sigin in Sena verwandelten, aus dem der heutige Namen seit entstanden ist, befanden dort die Gallier ein berühmtes Orakel, dessen der römische Geograph und Kulturhistoriker Pomponius Mela in seinem geographischen Handbuch (etwa um 40 n. Chr.) Erwähnung that. In historischen Zeiten war die Insel bald bewohnt, bald unbewohnt. Der Ursprung der heute noch lebenden Bevölkerung, die seit mehreren Jahrhunderten auf der Insel heimisch ist, muß auf Festländischer, Schiffbrüchige und vor allem auf Seeräuber zurückgeführt werden. Ihr anthropologischer Typus ist demnach verschieden. Große, Blonde schmalnasige Individuen wechseln mit Kleinen, untersehten, brünetten, Turbanstigen. Daneben trifft man auch mongolisch schiefstehende Augen. Der vorherrschende Typus, zumal bei den Frauen, ist der lateinische, der frei von allen keltischen Einflüssen erscheint. — („Mutter Erde“.)

Aus dem Tierreiche.

— Ueber die Glaschwämme schreibt Dr. V. Jher in der Wochenschrift „Nerthus“: Nischenbrödel der Wissenschaft, welche zwischen Tier- und Pflanzenreich ehemals hin und her wanderten, sind die Schwämme. Die älteren Zoologen sträubten sich mit allen Fibern, diese Gebilde als Tiere anzuerkennen und gaben sie den Botanikern, die ihrerseits wieder erklärten, mit diesen Wesen nichts anfangen zu können und so wurde das Studium dieser so formreichen Gruppe bis in die letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts sehr vernachlässigt. Mit Schuld an dieser Vernachlässigung ist ohne Zweifel die so ungemein große Formvielfalt, wie auch die geringe Ausprägung der spezifisch tierischen Eigenschaften dieser Gebilde, der Bewegung und Empfindung. Heute indessen sind die Schwämme endgültig zum Tierreich gestellt, und namhafte Forscher widmen sich noch jetzt ausschließlich dem Studium dieser Tierklasse. Als erster erkannte Kölliker den wahren Organismus der Schwämme. Er legte 1804 den histologischen Aufbau dieser Tiere klar und erbrachte den Nachweis, daß der Körper des Schwammes ein echtes Gewebe darstellt, und daß die Organisation dieser Gebilde sich am meisten an die der einfachen Cölenteraten (Hohltiere) anschließt. Die Verbreitung der Schwämme nimmt nach dem Äquator hin an Artenzahl und Individuenzahl zu, besonders ist die Schwammfauna der großen Tiefen eine verhältnismäßig reiche, in ihr überwiegen die zierlichen Glaschwämme (Hexactinellae) den andern gegenüber bedeutend. Die kalten Meere sind verhältnismäßig arm an diesen oft so reizenden Gebilden. Die Merkmale der Glaschwämme sind ziemlich scharf ausgeprägt. Ihre teils frei, teils gitterartig verbundenen Nadeln lassen drei aufeinander senkrecht stehende Achsen erkennen und besitzen demnach einen sechsstrahligen Typus. Die Arten kommen vorwiegend in der Tiefsee vor und erreichen hier nicht selten eine bedeutende Größe. Der Skelettbau aller Arten ist das reizvollste, was die Tierwelt hervorbringen kann. Der Weichkörper tritt in diesem Skelettaufbau, den Nadel-Auscheidungen, sonst ganz zurück. Die Nadeln bilden ein zartes, vielfach durchbrochenes Gewebe, welches wie aus Glasfäden gewoben erscheint. Die Skelettelemente geben dem Mikroskopiker reizende Bilder von größter Zierlichkeit und menslichem Formreichtum. Und zwischen diesen zierlichen Nadelgebilden, da breitet sich das Schwammgewebe aus, in welchem große, fingerhutähnliche Geißelkammern eingebettet liegen. Die Gesamtgestalt der Glaschwämme ist so verschieden, so mannigfaltig, daß sich über sie kein allgemeines Formgesetz aufstellen läßt. Einzelne Arten ahmen die Form eines Pilzes nach, andre sind ästig, noch andre weisen die Gestalt einer Nente auf, wieder andre gleichen einem Füllhorn, einem Vogelneß usw. Ihre Größe ist nicht gering, da manche einen Durchmesser von über einen Meter aufweisen.

Der schönste aller Glaschwämme ist der Gießkammenschwamm, welcher besonders bei den Philippinen in etwa 100 Faden Tiefe gefischt wird. Früher stand dieses Schwammgebilde als Seltenheit hoch im Preise, jetzt jedoch wird es so häufig nach Europa gebracht, daß es für wenige Mark zu erwerben ist. Der durchbrochene, stark gerippte und dünnwandige Körper wird etwa fußhoch und hat die Gestalt eines Füllhorns, dessen Mündung siebartig überdeckt wird. Die Wände werden von verschmolzenen Nadeln gebildet und enthalten dazwischen runde horizontale Seitenporen. Die innere Fläche wird durch Bündel von langen Nadeln verstärkt. Die Masse ist im Leben von einer dünnen Lage Schleim bedeckt, welche weich und häufig auch flüssig ist.

Im Leben bewohnt den Hohlraum des Gießkammenschwammes ein aselartiger Krebs, der mit dem Schwamm eine Art Symbiose eingegangen ist. Der Krebs ist in seiner Behausung gefangen, denn er hat die Größe, daß er durch die Poren des Schwammes nicht hinausflüpfen kann. In diesem Gefängnisse erhält das Tier hindreichend Nahrung, muß aber für diese Reinigungsdienste versehen, die herabgefallene Schlammpartikel stets durch die Poren hinausschwaffen und so die Nahrungskanäle in brauchbarem und wegsamem Zustande erhalten. —

Meteorologisches.

b. Gleichzeitige wissenschaftliche Ballonfahrten fanden am 3. Oktober 1899 von Paris, Straßburg, München, Berlin, Wien und St. Petersburg aus statt. Die inter-

nationale aeronautische Kommission veröffentlichte sodann durch ihren Präsidenten, Prof. Gergesell-Straßburg, eine tabellarische Zusammenstellung sämtlicher Beobachtungen, die bei diesen Fahrten gemacht wurden. Dieselben geben ein gutes Bild der an jenem Tage in Höhen bis zu 13 Kilometer herrschenden Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse. Vergleicht man sie mit den Wetterkarten für den Abend des 2. und den Morgen und Abend des 3. Oktober, so findet man, daß die Verteilung der Temperatur und Feuchtigkeit auch in jenen vor wenigen Jahren der Forschung noch ganz unzugänglichen Höhen im engsten Zusammenhang mit der herrschenden allgemeinen Luftdruckverteilung und ganz besonders mit deren weiterer Entwicklung stehen. Früher glaubte man, daß in solchen Höhen eine konstante Temperatur herrsche; das Zwige dieser Ansicht ist durch die gleichzeitigen wissenschaftlichen Ballonfahrten erkannt worden, die uns, wenn auch in kleiner Zahl, wirklich bestehende Verhältnisse aus großen Höhen vorführen und uns dadurch frei machen von allzu schematischen Vorstellungen, wie sich solche aus rein theoretischen Überlegungen leicht aufbauen. Mit großem Interesse sieht man daher in Frankreich den weiteren Arbeiten der internationalen aeronautischen Kommission entgegen.

Humoristisches.

— Aus der Schule. Lehrer: „Welche Tiere machen eine große Verwandlung durch?“
Frig: „Die Mäden.“
Lehrer: „Nicht so, auch die Mäden gehören dazu. Nun sage uns auch, inwiefern?“
Frig: „Weil man daraus einen Elefanten machen kann.“ —
— Auch ein Stolz: „... Und sehen Sie, Frau Nachbarin, hier ist unser Schlafzimmer! ... Ich, mein Mann und meine acht Kinder schlafen in Betten, die mit Federn von selber gegessenen Gänzen gefüllt sind!“ —

Notizen.

— Moser und Trotha haben für die nächste Saison ein neues Lustspiel fertig, das den Titel: „Die Tochter der Seceßion“ führt. —
— Die Berliner Seceßionsbühne, deren Eröffnung am 15. September stattfinden soll, wird bekanntlich dort errichtet werden, wo bisher das Victoria-Theater stand. Im Seceßionstheater werden die Mangunterschiede fortfallen, es giebt keine Ränge, sondern nur ein breites Parterre, um das rings sich Logen ziehen. Auch das alte Proszenium wird niedergedrückt, und die Bühne selbst, die an ihrem alten Plage bleibt, wird sich äußerlich in modern geschwungenen Linien präsentieren. Besonderer Wert wird auf eine intime Farbenstimmung gelegt, ohne daß aber der Modernen allzu bizarr Konzeptionen gemacht werden sollen. Die baulichen und architektonischen Arbeiten werden von den Werkstätten des Kunstsalons Keller u. Reiner ausgeführt, die bereits die Baupläne der Behörde eingereicht haben. —
— Das „Acidenz-Theater“ wird in diesem Sommer nicht geschlossen werden. „Die Dame von Magin“ wird den ganzen Sommer über weiter gespielt werden. —
— Die „Meisterspiele“ in Prag wurden am Sonntag im Neuen Deutschen Theater mit „Hamlet“ eröffnet; Mainz spielte den Hamlet, Lewinskij den Polonius. —
— Die Wiener Philharmoniker gehen im Sommer nach Paris, um dort Konzerte zu veranstalten. —
— Beim Abruch eines alten Wiener Patrizierhauses in der Josephstadt hat man auf dem Hausboden eine seit wenigstens 70 Jahren dort vorhandene Sammlung Instrumente für ein ganzes kleines Orchester aufgefunden; darunter kostbare Violinen, u. a. zwei Joseph Guarneri, die jetzt zu je 8000 Gulden zum Verkauf gestellt worden sind. —
— Eine neue Kunst-Zeitschrift „Rheinland“ wird von Michaelis ab in Düsseldorf unter Leitung des Schriftstellers Wilhelm Schäfer erscheinen. —
— Der Kunstrat des österreichischen Unterrichtsministeriums hat der Regierung folgende Vorschläge zu staatlicher Unterstützung und Förderung der Kunstthätigkeit gemacht: Die Schaffung einer Centralstelle im Unterrichtsministerium für künstlerische Angelegenheiten, Staatsbauten, künstlerische Aufträge und Bestellungen, Ankauf von Kunstwerken aus Staatsmitteln. Ferner beantragt der Kunstrat die Gründung einer modernen Galerie für Werke zeitgenössischer Österreicher und in zweiter Reihe auch ausländischer Künstler in Wien, für die ein eigener Galeriebau auf Staatskosten errichtet werden soll, sowie die Einsetzung eines Kuratoriums für den Ankauf moderner Kunstwerke aus Staatsmitteln. —

— Im Verlag von Gustav Fischer in Jena beginnt demnächst zu erscheinen: „Aus den Tiefen des Weltmeers“, Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition, herausgegeben von Carl Chun mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern und ca. 180 Abbildungen im Text. —